

Palästina der 1930er und im Israel der 1950er Jahre vor. Der Eintrag „Matthäuspassion“ hingegen handelt allein von der Wiederentdeckung dieses Werkes von Johann Sebastian Bach durch Felix Mendelssohn-Bartholdy und von dessen Wiederaufführung im Jahr 1829, und das Stichwort „Palestine Orchestra“ schildert die Geschichte des 1936 auf Anregung von Bronislaw Hubermann gegründeten Orchesters, aus dem das Israel Philharmonic Orchestra hervorging.

Die apodiktische Erklärung des Herausgebers in der Einleitung zum ersten Band, generell auf die mit dem Suffix ‚-ismus‘ endenden Begriffe zu verzichten, ist in diesen Bänden insofern aufgeweicht worden, als sich neben dem Lemma „Kubismus“ auch Einträge zu den Stichworten „Nationalismus“ und „Pluralismus“ finden, wobei sich jedoch wiederum die das Profil dieser Enzyklopädie charakterisierende Eigenart insofern zeigt, als unter dem Stichwort „Nationalismus“ vor allem ein bio-bibliographischer und ideengeschichtlicher Eintrag über Hans Kohn, und unter „Pluralismus“ ein gleichartiger Eintrag über Horace Kallen sich verbirgt.

Insgesamt enthalten die Bände drei und vier auf zusammen fast 1200 Seiten 259 Lemmata. Durchschnittlich hat damit jeder Eintrag einen Umfang von etwa vier bis fünf Seiten, einige Stichworte indes fallen deutlich aus dem Rahmen, das Lemma „Lyrik“ zum Beispiel umfasst allein 15 Seiten.

Ob und inwiefern der Effekt der Verfremdung, auf den die Konzeption dieser Enzyklopädie abhebt und der darauf zielt, den Begriffen das „Selbstverständliche, Bekannte, Einleuchtende“ zu nehmen und damit „Staunen und Neugierde“ (Bertolt Brecht) zu erzeugen, in einem Nachschlagewerk greifen kann, wird sich erst erweisen können, wenn auch der letzte Band erschienen ist.

---

*Norman Davies*, *Verschwundene Reiche. Die Geschichte des vergessenen Europa*. Aus dem Engl. übers. v. *Karin Schuler*, *Norbert Juraschitz*, *Hans Freundl* u.a. Stuttgart, Theiss 2013. 926 S., € 39,95. // DOI 10.1515/hzhz-2015-0201

---

Herfried Münkler, Berlin

Historische Darstellungen, zumal solche, die nicht bloß für einige Spezialisten geschrieben sind, fokussieren Blickfeld und Fragestellung zumeist nach den Vorgaben der bestehenden politischen Ordnung und den mit ihr verbundenen Herausforderungen: Die Folge ist eine Dominanz von Büchern, in denen die Geschichte von gegenwärtig bestehenden Staaten und existierenden Nationen dargestellt wird, in de-

nen es auch um die Geschichte geographischer oder kultureller Räume gehen kann, in der jedoch die Geschichte von Herrschaftsverbänden, die vor langem schon verschwunden sind oder sich aufgelöst haben, nicht vorkommt – oder wenn doch, dann nur als „Vorgeschichte“ der politischen Einheiten, die gegenwärtig das Geschehen bestimmen. Eine Geschichte der „verschwundenen Reiche“ zu schreiben, wie das der englische Historiker Norman Davies, eigentlich ein Mittel- und Osteuropaspezialist, jetzt getan hat, gerät leicht unter Nietzsches Verdikt einer bloß antiquarischen Historiographie, einer Beschäftigung mit dem Staub der Vergangenheit.

Davies entgeht diesem Vorwurf, indem er die Geschichte von fünfzehn Reichen bzw. Staaten, die als politische Akteure einmal eine Rolle gespielt haben und dann zerschlagen wurden oder zerfallen sind, als Paradigma der gegenwärtigen politischen Ordnung erzählt, die auch nicht ewig bestehen, sondern ebenso zerfallen werde, wie das bei den von ihm beschriebenen Beispielen der Fall gewesen sei. Sein skeptischer Blick richtet sich dabei vor allem auf Großbritannien und Spanien als den nach seiner Auffassung zwei Hauptkandidaten für absehbaren Zerfall in Europa. Das Werk versteht sich demgemäß als eine Warnung vor der naiven Annahme, alles werde so bleiben, wie es jetzt ist, und als energischer Widerspruch zu der vor zwei Jahrzehnten diskutierten These, die geschichtliche Entwicklung habe ihr Ziel erreicht und sei damit an ein Ende gekommen. Die Geschichte des Verschwindens und der Untergänge wird weitergehen, so der Grundton von Davies' Darstellung.

Zu diesem melancholischen, mitunter auch vorwurfsvollen bis anklagenden Grundton gehört, dass Davies seine Darstellung mit wehmütigen Gedichten und fatalistischen Auszügen der Weltliteratur angereichert hat. Das verleiht den einzelnen Kapiteln eine starke literarische Farbigkeit, stellt die literarischen Hervorbringungen der verschwundenen Reiche oder die spätere Erinnerung an sie dar und ist insgesamt ein Gegengewicht gegen die ermüdende Ansammlung von Daten und Personen, die sich sonst in den Vordergrund drängen und bei denen sich selbst der geduldige Leser fragt, warum er sich für sie interessieren und mit ihnen beschäftigen soll: Dieses Empfinden ist umso stärker, je weiter die fraglichen Reichsbildungen zurückliegen oder je marginaler sie für den Gesamtverlauf der europäischen Geschichte waren.

Das hat auch damit zu tun, dass wir das von Napoleons Gnaden abhängige Königreich Etrurien und das Königreich Montenegro, die nur wenige Jahre bestanden, das Herzogtum Rosenau, dessen Bedeutung allein darin liegt, dass der ihm entstammende „Prinzgemahl“ Albert mit der britischen Königin Victoria verheiratet war, und

schließlich die Republik Ruthenien, ein heute zur Ukraine gehörendes Gebiet, das nur einen einzigen Tag Bestand hatte, kaum als „Reiche“ bezeichnen würden. Im englischen Original ist von „vanished kingdoms“ die Rede, was eher zutrifft, aber für die Republik Ruthenien und die UdSSR nicht passt. Es sind also recht unterschiedliche Akteure, die Davies zusammengestellt hat, und dementsprechend unterschiedlich ist das Gewicht, das sie in der Geschichte gehabt haben. So ist das Westgotenreich infolge seiner militärischen Niederlagen aus der Geschichte verschwunden, während Burgund in immer wieder anderer Formatierung neu entstanden ist und an den Wendepunkten der europäischen Geschichte eine gewisse Rolle gespielt hat. Solches lässt sich kaum von Alt Clud, dem Königreich Strathclyde im heutigen Schottland, sagen und auch nicht von Galizien in Ostmitteleuropa, das es nie zu einem selbständigen politischen Akteur gebracht hat. Ganz anders ist das bei Byzanz (das Davies freilich eher nur aufführt, als dass er dessen Geschichte erzählt), bei Preußen, das nicht von der Mark Brandenburg her, sondern vom Gebiet zwischen Narew und Njemen ausgehend dargestellt wird, und bei der UdSSR, deren Geschichte Davies aus estnischer Perspektive angeht. So sehr die Auswahl der Fälle irritieren mag – fast immer gelingt es Davies, eine überraschende Perspektive einzunehmen, die reichlich Aufschluss bietet für die Regionen, die immer wieder ihre politische Zugehörigkeit, wenn nicht gar ihre kulturelle Identität gewechselt haben. Das Königreich Aragon, das Territorien umfasste, die heute zu Spanien, Frankreich oder Italien gehören, ist dafür ebenso ein Beispiel wie das Großfürstentum Litauen mitsamt seinen polnischen Königen.

Jedes Kapitel beginnt mit persönlichen Reiseeindrücken, die Davies in dem je behandelten Gebiet während des zurückliegenden Jahrzehnts gesammelt hat, worauf dann als Hauptteil die historische Darstellung folgt, um von einem Abschnitt beschlossen zu werden, in dem es um allgemeine Lehren daraus geht. Im Prinzip steht jedes Kapitel für sich und kann auch als einzelnes gelesen werden. So kann die Lektüre informativ sein und Erkenntnisse vermitteln, auch wenn man Davies' Leitidee nicht teilt. Kleinere Irrtümer, die bei der Fülle der behandelten Räume und Zeiten sich unvermeidlich eingeschlichen haben, sollte man dabei in Rechnung stellen.

Der Vf., einer der besten Kenner der Wissenschaftsgeschichte, hat bei seiner Replik auf Hayden White und seine These „Klio dichtet“ auf ältere Arbeiten zurückgegriffen, die auf den neuesten Stand gebracht wurden. Die Altertumswissenschaft hat der antiquarischen Forschung viel zu verdanken, vor allem durch die Erschließung der Inschriften und der archäologischen Hinterlassenschaft, daneben durch eine zeitgenössische Aufarbeitung von Institutionen („Unterschätzte Ahnen“, S. 14–34). Dies bedeutet einen Gewinn für das Fundament der römischen Geschichte, auf welches weitere Gelehrten generationen aufbauten. Nicht zuletzt konnte Gibbon (1737–1794), der Historiograph des Römischen Reiches und seines Untergangs, auf antiquarische Forschungen zurückgreifen und auf breiter Quellenbasis ein Opus magnum schaffen, das Politik und Religionsgeschichte im Geiste einer modernen Aufklärung zu verbinden wusste (S. 35–92). Gibbons Bedeutung liegt nicht zuletzt in seiner breiten Rezeption, darin durchaus vergleichbar mit Niebuhr (1776–1831), dessen radikale Quellenkritik als der Inbegriff der historisch-kritischen Methode gefeiert wurde („B. G. Niebuhr – ein schwieriger Gründervater“, S. 93–133). Sehr viel umfänglicher hat dann Droysen (1808–1884) in seiner „Historik“ das methodische Rüstzeug bereitgestellt, das in den konkreten Arbeiten des politisch engagierten Droysen, um den es dem Vf. hauptsächlich geht, in einem deutlichen Spannungsverhältnis steht. Mit Alexander, dem Schöpfer des Hellenismus (A. Heuß) waren wissenschaftliche und politische Perspektiven angesprochen, die weit über das 19. Jh. hinaus wirksam wurden (S. 139–234).

Die herausragende Leistung Mommsens (1817–1903) wird vom Vf. nicht an dessen Römischer Geschichte festgemacht, für die Whites Behauptung „Klio dichtet“, mit Gewinn hätte diskutiert werden können, sondern an dessen „Staatsrecht“ (S. 235–277), das in ingenieurer Weise subtile Quellenkritik, konstruktive Systematik und zeitgenössische Wertkategorien verband. Der Vf. diskutiert das Werk als einen Musterfall von Kommunikation und Rezeption, das die althistorische Forschung bis heute beschäftigt. Sie tut dies auch mit dem universalhistorischen Phänomen der Sklaverei, deren angebliche Unproduktivität der Vf. anhand der Schriften von Marx, Mommsen und Weber nachzeichnet (S. 278–316). Dass und wie sich Zustand und